

Bettina Belitz

Splitterherz

Roman

ISBN 978-3-8390-0105-9
erscheint im Januar 2010 bei



script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

www.script5.de
www.splitterherz.com

»So. Jetzt reicht's«, knurrte ich und zwängte mich in meine Stiefel. Ich würde auf der Stelle in dieses verfluchte Dorf fahren, mir Zutritt zur Turnhalle verschaffen und mein Handy suchen. Wenn es tatsächlich eine Vereinsturnhalle war, würde sie geöffnet sein. Und wenn nicht – nun, ich war durchaus in der Stimmung, eine Tür aufzubrechen. Meinem riesigen Zimmer zum Trotz hatte ich das Gefühl, in einem Kerker mit meterdicken Wänden eingesperrt zu sein, abgeschottet und ausgegrenzt vom Rest der Welt. Es machte mich panisch. Keine Minute länger wollte ich tatenlos dabei zusehen, wie man mich in Köln vergaß, weil ich nicht erreichbar war. Im Eilschritt nahm ich die Treppe. Mama räumte gerade die Küchenschränke ein.

»Ich fahr schnell ins Dorf!«, rief ich und schnappte mir den Schlüssel vom Bord. Der norwegische Troll sah mir giftig dabei zu. »Hab mein Handy in der Turnhalle vergessen.«

»Okay, ist gut!«, schwebte Mamas Stimme fröhlich durch das Haus. Also immer noch gute Laune. Das war ja wie eine Krankheit.

Grausame vierzig Minuten später stieg ich aus dem Bus und sah sofort, dass vor der Turnhalle eine Handvoll Jugendlicher herumlungerte. Drei Kaugummi kauende Jungs schlugen sich gegenseitig mit ihren Rucksäcken auf den Hintern und fanden das offensichtlich entsetzlich komisch. Betont unauffällig schlurfte ich ihnen entgegen. Ein zottiger Hund tapste aus einer Hofeinfahrt direkt auf mich zu. Als ich stockte, blieb er ebenfalls stehen und zog die Lefzen hoch. Ein kaum hörbares Knurren ließ seine heraushängende Zunge vibrieren.

»Aus«, sagte ich leise, doch er knurrte weiter. Ich ging zwei Schritte rückwärts und schlug einen langsamen Haken um ihn herum. Der Hund ließ mich nicht aus den Augen. Dann stand ich endlich vor der Turnhalle. Die Jugendlichen hatten sich auf die andere Straßenseite verzogen und stürmten krakeelend den Dönerimbiss. Mit

dem Ellenbogen versuchte ich, die schwere Tür aufzuschieben. Abrupt löste sie sich und der Geruch nach abgestandenem Schweiß, verrottendem Gummi und Magnesia stieg mir in die Nase. Drei schmutzige Neonröhren flimmerten klickend vor sich hin. Gut, es war niemand da.

Mit klappernden Absätzen rannte ich die Treppe zu den Umkleidekabinen und der Halle hinunter. Die Vorstellung, mein Handy könne geklaut worden sein, hatte mich schon die gesamte Hinfahrt verfolgt und stimmte mich wütend und ängstlich zugleich. Ich hegte zwar eine winzige Hoffnung, dass hier auf dem Land nicht ganz so passioniert gestohlen wurde wie in Köln, doch schon beim ersten Blick in unsere Umkleide von heute Morgen schrumpfte sie auf einen jämmerlichen Rest Zweckoptimismus zusammen. Hier war nichts außer zwei zusammengeknüllten Taschentüchern und einem schmutzigen Handtuch, das schlaff an einem Haken baumelte. Trotzdem robbte ich auf den Knien über den staubigen Boden und lugte unter jede Bank und in jede Duschkabine. Ergebnislos.

Mit einem entnervten Stöhnen richtete ich mich auf und drückte die Hände ins Kreuz. War ich überhaupt in der richtigen Umkleidekabine? Umkleiden sahen immer gleich aus, und ich hatte seit jeher einen erbärmlichen Orientierungssinn – erst recht innerhalb von Gebäuden. Ich stolperte zurück in den Gang. Irgendwo plätscherte eine Dusche. Ich blieb stehen und lauschte. Das Wasserrauschen kam von rechts. Also stieß ich die linke Tür auf.

Vor mir lag ein weiterer halbdunkler Umkleideraum. Ich brauchte kein Licht zu machen, um zu sehen, dass ich hier noch nie gewesen war. Es war sinnlos weiterzusuchen. Vielleicht lag mein Handy in der Halle, obwohl ich mich nicht daran erinnern konnte, es dorthin mitgenommen zu haben. Auf einmal fühlte ich mich nicht mehr imstande, auch nur einen weiteren Schritt zu machen. Ermüdet ließ ich mich auf eine Bank neben der Tür fallen und atmete stöhnend

aus. Die Schmerzen in meinen Schultern waren so stark geworden, dass ich mich zurücklehnen musste. Ich schloss die Augen und ließ meinen Kopf zur Seite sinken. Irgendetwas neben mir duftete so köstlich, dass ich meine Wange dagegenschmiegte. Es gab nach, wollte wegrutschen, doch ich hob schlafwandlerisch meine Hände und hielt es fest, um mein verschwitztes Gesicht tief hineinzudrücken.

Meine Muskeln wurden weich. Ja, sogar die harte Lehne in meinem Rücken schien wie Schaumstoff nachzugeben. Mein Handy war mir gleichgültig. Ich konnte nachher noch danach suchen. Morgen. Irgendwann ...

»Ist da unten noch jemand?«

»Weiß nicht, schau halt mal nach.«

Die Stimmen kamen von oben und sie hörten sich freundlich und locker an, doch in meinen Ohren klangen sie wie Feindesgebrüll. Denn die zweite gehörte zweifelsfrei der schwarzen Lola. Was zum Henker machte die denn hier? Schlagartig war ich wieder wach und mein Magen schien sich einmal um sich selbst zu drehen. Ich knallte mit dem Hinterkopf gegen die Wand, als ich merkte, dass ich mein Gesicht in ein weißes Männerhemd presste. Widerwillig riss ich mich von ihm los. Es roch doch so gut.

Hatte ich schon wieder geschlafen? Es konnte sich nicht nur um ein paar Minuten gehandelt haben, denn mein linker Arm war taub und mein Mund trocken. Schon hörte ich das vertraute Quietschen von Sportschuhsohlen auf Linoleum. Es kam näher und näher, direkt auf mich zu. Ein Schlüsselbund rasselte. Und ich saß völlig verschlafen in der Herrenumkleide und schmuste mit einem fremden Hemd. Zum Nachdenken hatte ich keine Zeit. Mit einem Satz war ich am Notausgang neben den Duschen und lehnte mich auf die Klinke. In letzter Sekunde gab die armdicke Tür nach und entließ mich in einen dunklen, engen Betonkorridor. Blitzschnell, aber leise zog ich sie hinter mir zu. Um mich herum wurde es stockfinster. Ein

eisiger Luftzug kroch an meinen Waden hoch. Mit einem ungesunden Stolpern meines Herzens wurde mir bewusst, dass ich mich mehrere Meter unter der Erde befand, ohne Fenster, ohne Tageslicht. Doch Notausgänge führten gewöhnlich nach draußen, und wahrscheinlich waren es nur wenige Schritte bis dahin. Ich streckte meine Hände tastend aus. Sie griffen ins Leere. Gab es hier denn keinen Lichtschalter? Noch immer konnte ich nichts sehen.

»Mach schon, Elisabeth«, flüsterte ich. »Lauf.« Meine Stimme hallte in einem gespenstischen, ersterbenden Echo nach. Über mir raschelte es – ein getriebenes, organisches Scharren. Mäuse? Oder gar Ratten? Als hätte mir jemand eine Peitsche über den Rücken gezogen, schoss ich zuckend nach vorne. Klebrige Fäden legten sich hundertfach auf mein Gesicht und dehnten sich mit einem aggressiven Surren. Hysterisch schlug ich um mich. Irgendetwas krabbelte über meinen Nacken, mit langen, tastenden Beinen. Spinnen. Hier war alles voller Spinnen. Ich war eingeschlossen in einem finsternen Verlies voller Spinnen. Wenn ich jetzt ohnmächtig werden würde vor lauter Ekel und Angst, würde mich niemand finden, und sie würden immer und immer wieder über mich hinwegkrabbeln, während ich langsam verdurstete und verhungerte. Sie würden sich in meine Haare einweben, in meinen Mund und meine Nasenhöhlen kriechen und gelb schillernde Kokons auf meinen Schleimhäuten absetzen, in denen abertausend winzige Beinchen neuer Spinnen zu wimmeln begannen.

Ich stürzte lautlos schreiend weiter, bis meine Fingernägel endlich über kaltes Metall schrammten. Mit letzter Kraft warf ich mich dagegen. Die Tür schwang quietschend auf. Wimmernd torkelte ich in die leere, dämmerige Turnhalle. Ich war noch immer nicht an der frischen Luft, immer noch nicht frei. Aber wenigstens hatte ich Platz zum Atmen. Und die nächste Tür nach draußen befand sich direkt gegenüber. Doch nun krabbelte es nicht nur in meinem Nacken,

sondern überall auf meinem Körper. Am Bauch. An den Oberschenkeln. An meiner Brust. Da half nur eines – ausziehen. Alles ausziehen. Und am besten anschließend eine Glatze rasieren.

»Scheiße!«, fluchte ich und zerrte mir meine dünne Bluse über den Kopf. Mit den flachen Händen griff ich unter mein Trägerhemdchen, schob es hoch und tastete fahrig meine Haut ab, erst den Bauch, dann den oberen Rücken. Da, unter meiner Achsel – dünne, zittrige Beinchen. Ich klaubte sie schreiend aus ihrem warmen Nest und schnippte sie fort, bevor ich sie – obwohl sie – »nur« einem verwirrten Weberknecht gehörten – mit dem Absatz meiner Stiefeletten schnaubend zu grauem Matsch zermalmte.

»Verdammt, blöde Landeierscheiße! Ich will wieder nach Hause!« Zornig stampfte ich mit dem Fuß auf. Ein weiterer Weberknecht suchte mit staksigen Beinen das Weite. Ich hatte große Lust, etwas zu zertrümmern. Ich hob meine Faust und ließ sie gegen die schwere Tür krachen. »Autsch! Kacke!«

»Das ist ein Dojo. Kein Affenzirkus. Und in einem Dojo gibt es gewisse Regeln. Raus hier.«

Ich fuhr so heftig zusammen, dass ich rücklings gegen die Weichbodenmatte rutschte, die hinter mir an der Sprossenwand lehnte. Kalt berührte der Kunststoff meine nackten Schultern. Die Matte geriet ins Wanken. Hastig zog ich das Hemdchen über meinen entblößten Bauch und schob die Matte zurück an die Wand, bevor sie mich unter sich begraben konnte.

Wer, bitte, lauerte hier im Halbdunkel? Der Stimme nach zu urteilen – eine überhebliche, arrogante Stimme, die mir vage bekannt vorkam – war es ein Mann. Ein junger Mann. Ein paar Sekunden lang verharrte ich erstarrt und wagte nicht, mich umzusehen. Da war kein Geräusch, kein Atmen. Gar nichts. Aber es musste jemand hier sein. Ich spürte seine Gegenwart auf jedem Millimeter meiner Haut.

»Und was tut man so in einem Dojo?«, fragte ich. »Andere Menschen erschrecken?« Ich klang ängstlich und aufsässig zugleich.

Die Stimme antwortete nicht. Ich vergewisserte mich, dass die Matte hielt, und drehte mich langsam um. Unter der Fenstergalerie saß ein junger Mann mit dem Rücken zu mir auf dem Boden. Seine Hände ruhten auf seinen Knien. Die Handflächen zeigten weiß nach oben.

Er trug einen schwarzen, verwaschenen Kampfanzug, auf dessen Schulterpartie ein roter Drache prangte. Der seidige Stoff war so zerschlissen und dünn, als würde er die meiste Zeit im Schleudergang der Waschmaschine verbringen, doch er saß perfekt. Um die Hüfte schlang sich ein schwarzer Gürtel. Ein Schwarzgurt. Das waren die gefährlichsten – so viel zumindest wusste ich von Karate.

»Ich habe gefragt: Was tut man in diesem verf–«

»Meditieren zum Beispiel. Allein sein. Trainieren. Respekt zeigen«, unterbrach er mich scharf, aber unverkennbar gelangweilt. Seine Stimme erfüllte den gesamten Raum, obwohl er leise sprach. In meinen Ohren klirrte es zart. Mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung erhob er sich.

»Respekt bedeutet: verbeugen vor dem Eintreten. Leise sein. Barfuß gehen. Nicht herumfluchen. Verstanden? Und jetzt verschwinde.«

Woher kam mir seine Stimme nur so bekannt vor? Das mit dem Respekt hätte er nicht extra erwähnen müssen – ich war starr vor Respekt. Aber auch reichlich wütend auf diesen Gernegroß.

Noch immer stand er mit dem Rücken zu mir. Sieh mich an!, schrie ich in Gedanken zornig. Sieh mich endlich an! Doch ich brachte keinen Ton heraus. Was war das für ein Kerl? Und was bildete der sich überhaupt ein? Gehörte dieser ach so heilige Dojo ihm persönlich, oder was? Regungslos stand er da und wartete. Ich band mir die Bluse um die Hüften und verkniff mir die Frage, ob man

sich denn auch verbeugen müsse, wenn man den Dojo verlasse. Mein Handy war jedenfalls nicht hier, das sah ich mit einem Blick. Hier war nichts außer dem Mann und seiner lähmenden, frostigen Aura. Ich wagte es nicht, an ihm vorbei und hinüber zum Notausgang zu gehen, zumal dort möglicherweise weitere Spinnen lauerten.

Wie in Trance schritt ich aus der Halle und nahm die Treppe nach oben. Völlig außer Atem ließ ich mich auf den Boden sinken. Es herrschte absolute Stille. Lola und die andere Frau waren nicht mehr da. Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Wenn ich den letzten Bus nach Kaulenfeld kriegen wollte, blieb mir keine Zeit zum Ausruhen. Dafür hatte ich viel zu lange geschlafen. Ich atmete tief durch, rappelte mich auf und wollte die Tür öffnen. Sie bewegte sich keinen Millimeter.

»Oh nein«, wimmerte ich. »Nein ...«

Draußen war es inzwischen fast dunkel. Ich sah die Scheinwerfer des Busses herankommen – und beobachtete hilflos, wie er kurz hielt und dann blinkend abbog. Ich war immer noch eingesperrt. Es nahm einfach kein Ende. Eingesperrt mit einem Schwarzgurt in einer kalten, schäbigen Dorfturnhalle. Und ich war selbst schuld, weil ich lieber geflohen war, als mich einer vermutlich harmlosen Frau zu stellen, die allabendlich die Halle abschloss und sicherheitshalber schaute, ob noch jemand hier war. Vielleicht wäre Lola ja gar nicht mit runtergekommen und hätte nie erfahren, dass ich in der Herrenumkleide saß und mich an ein fremdes Hemd schmiegte. Aber selbst wenn sie es erfahren hätte – vermutlich wäre sie immer noch netter zu mir gewesen als dieses arrogante Scheusal da unten. War es am Ende sein Hemd gewesen, an das ich mich vorhin gelehnt hatte? Falls ja – dann wusste er jetzt, dass ich mich in seiner Umkleidekabine herumgetrieben hatte. Ich wartete einen Moment lang ab, ob ich vielleicht nur träumte und gleich aufwachen würde, aber

ich tat es nicht. Das war echt. Und es war schlichtweg furchtbar.

»Was mache ich jetzt nur?«, wisperte ich. Ich schaute mich suchend um. Vielleicht fand ich auf dem Schwarzen Brett ja irgendeinen Hinweis auf ein spätes Training – und damit auch darauf, dass die Tür sich wieder öffnen würde. Doch an dem zerbröselten Korkbrett haftete lediglich ein kleiner Waschtettel: »Sondertraining für alle männlichen Violett- und Braungurträger mit Colin Blackburn jeden zweiten Mittwoch im Monat von 18 bis 20.30 Uhr.« Jeden zweiten Mittwoch. Heute war Mittwoch. Der zweite Mittwoch im Mai. Dann war das da unten also Colin Blackburn? Und nutzte die Gunst der Stunde, um viel Platz für sich allein zu haben?

Mit weichen Knien kauerte ich mich auf den abgenutzten Linoleumboden. Mir würde nichts anderes übrig bleiben, als auf diesen Widerling namens Blackburn zu warten und darauf zu hoffen, dass er mir die Tür öffnete. Mein Frieren verwandelte sich in ein unkontrollierbares Zittern. Aus der plötzlichen Panik heraus, er könne mich bemerken, tastete ich nach den Lichtschaltern und bereitete dem Flackern der Neonröhren ein Ende. Ich schluchzte trocken auf.

Okay, Ellie. Nicht heulen. Bloß nicht heulen, beschwor ich mich in Gedanken. Ich hatte es oft genug trainiert. Atmen. Schlucken. Atmen. An etwas anderes denken. Mich auf die unmittelbare Gegenwart konzentrieren. Sinneseindrücke sammeln. Gut, dann würde ich nun einen vorsichtigen und möglichst unbemerkten Blick auf meinen Feind und einzig möglichen Retter werfen. So leise wie möglich kroch ich hinüber zum großen Galeriefenster. Doch schon auf halber Strecke beschlich mich das ungute Gefühl, beobachtet zu werden. Ich drehte mich um. Hinter mir herrschte vollkommene Leere. Kopfschüttelnd schob ich mich weiter bis zu den Fenstern und äugte hinunter. Ich konnte den Fremden im Dämmerlicht der Halle kaum mehr erkennen. Nur schwach hob sich sein Anzug von

den nachtgrauen Wänden ab. Anfangs sah ich seinen Schatten nur schemenhaft durch den Dojo gleiten. Dann, nach einigen Minuten des Ausharrens auf steifen Knien, wurde es besser.

»Boah«, raunte ich staunend, als er lautlos abhob und zweimal in der Luft um die eigene Achse wirbelte, um dann im Spagat auf dem Boden zu landen – eine Haltung, aus der ich mich nie wieder hätte erheben können. Doch mit einer einzigen schwebenden Bewegung kam er auf die Füße und brachte seine Arme schnell, aber ruhig in die Ausgangsposition, einen Arm angewinkelt an den Leib gezogen, den anderen ausgestreckt. Er war kein bulliger Kraftprotz. Seine Gliedmaßen waren lang und schlank, aber es spielten harte, unbeugsame Muskeln unter seiner hellen Haut.

Er mochte ja ein Scheusal sein, doch was ich sah, war unbeschreiblich schön. Ein rätselhafter, verwobener Tanz voller Energie und Versenkung, der Gegner erzittern und Bewunderer strahlen lassen musste.

Das hier war kein hektisches Gefuchtel. Das war Magie.

Allerdings war es eine Magie ohne Gesicht. Wenn er sich drehte in seinem Schattenkampf, dessen Gesetze nur er kannte und beherrschte, tat er es so schnell, dass ich keinen Blick auf sein Antlitz erhaschen konnte. Und wenn er verharrte – ein Verharren, bei dem nicht ein Atemzug, nicht eine Unsicherheit zu erkennen war –, dann immer mit dem Rücken zu mir.

Geh weg, du darfst hier nicht sein. Er möchte das alleine tun, wirklich alleine, sagte ich mir immer wieder. Doch ich blieb, obwohl meine Knie auf dem kalten Boden schmerzhaft zu pochen begannen. In mir bohrte eine ferne Sehnsucht, auch nur irgendeine Sache in meinem Leben mit solcher Versunkenheit und Passion tun zu können. Damit sie wirklich nur mir gehörte. Ich war sogar einen Moment lang versucht, mich nicht mehr über seinen Rausschmiss zu ärgern.

»Wenn ich dir nur weiter zuschauen darf«, sprach ich meine Gedanken wispernd aus. Colin erstarrte und drehte sich um. Ich wusste nicht, wie das möglich war – doch er musste mein Flüstern gehört haben. Bevor er mich sehen konnte, ließ ich mich platt auf den Boden fallen und kroch geduckt vom Fenster weg. Ich hielt den Atem an. Diese Bewegung hatte ich schon einmal gesehen. Ein jähes Wenden des Kopfes, stolz und unnahbar, während die Schultern völlig unbeweglich blieben. Obwohl ich noch immer nicht sein Gesicht gesehen hatte, wusste ich mit einem Mal, dass beide ein und dieselbe Person waren: der fremde Reiter aus dem Wald und der einsame Kämpfer dort unten, der soeben mit der Dunkelheit verschmolzen war.

Colin Blackburn hatte mich mit seinem Höllenpferd aus dem Gewitter gefischt. Und im Gegensatz zu mir hatte er mich mit Sicherheit sofort erkannt. Ich verbarg ja auch nicht mein Gesicht wie er. Es hatte wenig Sinn, sich zu verstecken. Ich schaltete das Licht wieder an, stellte mich neben die Tür und wartete.

Ich nahm mir vor, die Arme zu verschränken und ein möglichst gelassenes, unbeteiligtes Gesicht aufzusetzen, sobald ich seine Schritte hörte. Bis dahin jagte mein fliegender Puls einen Schauer nach dem anderen über meinen Rücken. Meine Füße und Hände waren eiskalt; meine Wangen aber brannten, als hätte ich Fieber. Nervös spielten meine Finger mit meinem Haustürschlüssel, bis ein anderes Schlüsselklappern sie übertönte.

Wortlos stieß er die Tür auf, damit ich nach draußen gehen konnte. Ich schaute nicht auf. Als ich unter seinem gestreckten Arm hindurchschlüpfte, wurden die Schauer auf meinem Nacken so mächtig, dass ich in die Knie sackte. Für einen winzigen Moment berührte meine Wange den Stoff seines Hemdes. Unwillkürlich atmete ich tief ein. Dann gab ich mir einen Ruck und torkelte die Stufen hinunter.